

NIEDERDEUTSCHES HEIMATBLATT

Mitteilungsblatt der Männer vom Morgenstern
Heimatbund an Elb- und Wesermündung e. V.

April 1978
Nr. 340



Gletscherwasser formte seine Gestalt Über die Entstehung des Wollingster Sees

In leicht gekürzter Fassung erscheint hier mit freundlicher Genehmigung der Tochter Dr. h. c. Brockmanns Aufsatz, der erstmals im April 1929 in der Zeitschrift „Der Naturfreund aus Gau Nordmark“ veröffentlicht wurde. Über Brockmann vgl. Februar-Nr. (339) des Niederdeutschen Heimatblattes.

Nach der Entstehung des Lieblingssees der Naturfreunde würden wir vergeblich die bekannten ältesten Leute fragen oder die noch viel älteren Akten des Staatsarchivs zu Rate ziehen; denn der See entstand bereits in grauer Vorzeit, als noch kein Mensch ans Schreiben dachte. Antwort vermag nur die Geologie zu geben, jene Wissenschaft, die aus Oberflächenbeschaffenheit und dem inneren Bau der Erde selber ihre Geschichte abzulesen sucht. Aber es liegt im Beweismaterial dieser Wissenschaft begründet, daß ihre Ergebnisse oft unsicher bleiben, zumal wenn es sich, wie in unserem Falle, um die Deutung einer einzelnen Landschaftsform handelt.

Machen wir uns also auf den Weg, um zu sehen, ob es uns gelingen wird, durch Untersuchung der Landschafts- und Bodenverhältnisse einige Klarheit über die angeregte Frage zu gewinnen. Wir haben das freundliche Dörfchen Wollingst hinter uns gelassen. Der Weg führt uns durch flache Sandheide. Die warme Frühlingssonne lacht vom blauen Himmel, und die Luft ist voller Lerchenlaute. Aber die Heide steht noch schmutziggelb und unansehnlich im verschlossenen Kleide des vorigen Sommers. Der am Wege liegende, bis zum Rande gefüllte Heidetümpel zeigt den hohen Grundwasserstand der Gegend an. Nach kurzem Marsch sehen wir die ebene Landschaft vor uns durch einen unvermittelt aufragenden Heidehügel unterbrochen. Nachdem wir die Höhe bestiegen haben, breitet sich nach Süden das Ziel unserer Wanderung, der Wollingster See, vor unseren Augen aus. Die Landschaftsform ist so ungewohnt, daß wir unwillkürlich länger bei ihrem Anblick verweilen, um uns einige Klarheit zu verschaffen. Der Hügel, auf dem Meßtischblatt als Seeberg bezeichnet, fällt nach dem See steil ab. Auf dem höchsten Punkte des Seeberges finden wir einen vierkantigen Stein, auf dessen Oberfläche ein Kreuz eingehauen ist. Dieser Stein, der einen wichtigen Punkt für die Landvermessung darstellt, finden wir auf dem Meßtischblatt als kleines Dreieck wieder und daneben die Zahl 22,6. Wir befinden uns hier also 22,6 Meter über dem Meeresspiegel. In die Seefläche ist auf der Karte die Höhenzahl 15,4 eingetragen. Der Seeberg erhebt sich also 7,2 Meter über die Oberfläche des Sees.

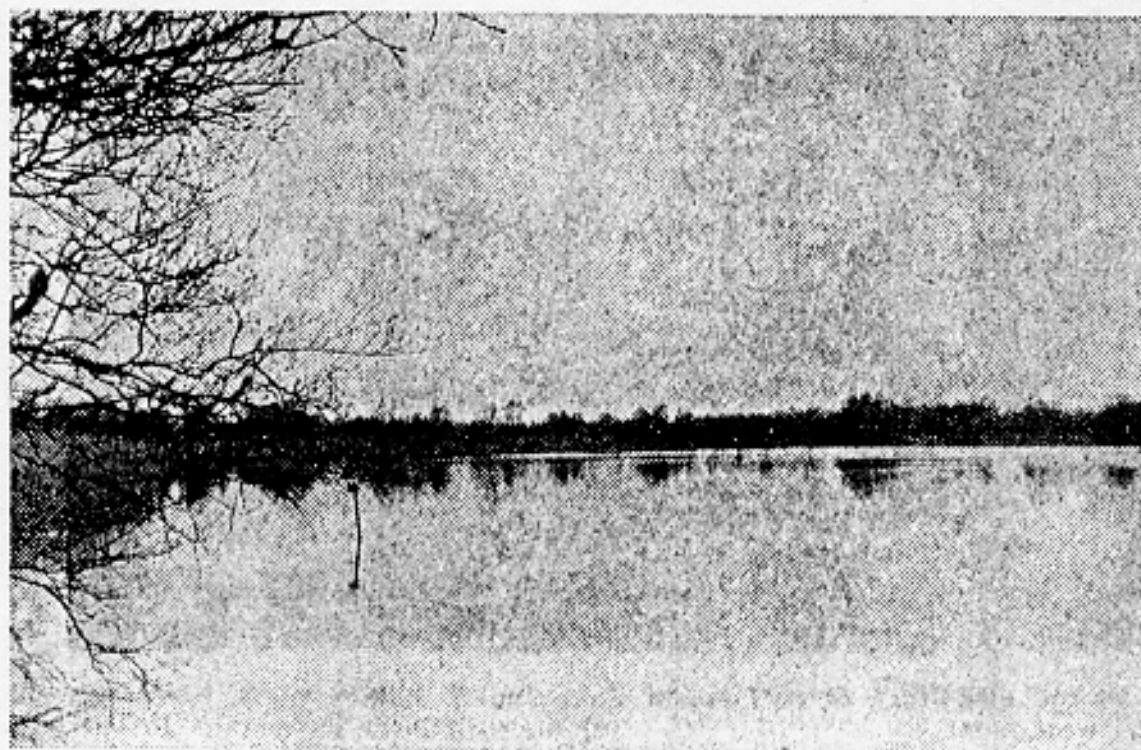
Wenden wir den Blick nach Süden, so erkennen wir jenseits des Wassers ein heidebedecktes Moor, dessen ebene, hin und wieder von Torfstichen unterbrochene Fläche sich bis dicht an

das Seeufer schiebt. Es hat also den Anschein, daß dort drüben der See Moorufer hat, so daß wir es mit einem Moorgewässer wie dem nicht weit entfernten Bültersee zu tun haben, nur, daß unser See auf einer Seite den Geestrand berührt. Dieser Umstand wäre nun von entscheidender Wichtigkeit für die Beurteilung des Sees. Wir steigen deshalb von der Höhe herunter, um uns durch Umgehung des Sees von der Beschaffenheit des Ufers zu überzeugen.

Am Fuße des Seeberges stand früher die Schutzhütte des mittlerweile verstorbenen „Onkel“ Franz Axt. Die beim Fundament der Hütte verwandten Steine hat der Erbauer seinerzeit aus dem Seegrunde gesammelt. Auch in der Grundmauer der Hütte der Naturfreunde fanden wir solche Steine wieder. Auf dem weißen Sandgrunde des Sees erkennt das Auge ebenfalls hier und da kleine Felsblöcke und Feuersteinknollen. Indem wir nun den Strand weiter verfolgen, machen wir die Beobachtung, daß das Ufer auch auf der dem Seeberge gegenüberlie-

denn eine solche Wanderung ist nur möglich bei einem Hochmoorsee wie dem schon erwähnten Bültersee. Bei diesem bemerken wir tatsächlich auf der Ostseite ein steiles Abbruchufer, das seine Entstehung der Brandung verdankt, welche die in unserer Gegend vorherrschenden westlichen Winde hervorrufen. Auf der Westseite dagegen zeigt ein grüner Saum von Schwingrasen die zunehmende Verlandung des Sees an. Der Bültersee befindet sich somit in einer langsamen Wanderung von Westen nach Osten.

Die Unmöglichkeit einer derartigen Wanderung des Wollingster Sees wird uns noch klarer, wenn wir die Tiefenverhältnisse des Sees in Betracht ziehen. Mit freundlicher Beihilfe einiger Naturfreunde haben wir im letzten Sommer den See systematisch ausgelotet. Der See hat annähernd die Form einer Ellipse, deren große, rund 300 Meter messende Achse von SO nach NW gerichtet ist. Die 180 Meter betragende kleine Achse trifft in ihrer nordöstlichen Richtung ungefähr auf



genden Südseite sandig und kiesig bleibt, der Grund also nirgends moorig ist. Unsere Vermutung von vorhin trifft somit nicht zu. Ja, in ein paar Meter Entfernung vom Ufer gewahrt man sogar einen niedrigen Strandwall, der unter einer ganz dünnen Moordecke ebenfalls sandig ist. Vor längeren Jahren, als der Seespiegel noch nicht durch den jetzigen Abzug graben künstlich gesenkt war, berührte das Wasser diesen Wall unmittelbar. Wir haben die wichtige Feststellung gemacht, daß der See rings herum Sandufer hat. Es ist also nicht etwa so, daß der am Hügel beginnende Geländeabfall der Geest sich durch den See hindurch bis unter das angrenzende Moor fortsetzt, sondern der See stellt einen selbständigen Kessel dar, der auch gegen das Moor durch einen diluvialen Wall abgegrenzt ist. Die Sage von einer Wanderung des Sees entbehrt also jeder Grundlage;

den schon erwähnten trigonometrischen Punkt des Seeberges. Die Lotung in der kleinen Achse ergab nun vom Hügel aus einen steilen Abfall des Grundes. 60 Meter vom Ufer wurde mit 15 Meter die größte Tiefe des Sees gefunden. Auf der kurzen Strecke vom höchsten Punkte des Hügel bis zum tiefsten Punkte des Sees haben wir also einen Höhenunterschied von rund 22 Meter zu verzeichnen, ein Bodengefälle, das man sonst in der ganzen Gegend vergeblich suchen wird. Wenn der Volksmund von der Unergründlichkeit des Wollingster Sees spricht, so trifft das zwar nicht wörtlich zu, aber in unserem Bezirk haben wir keinen See von gleicher Tiefe. (Nach meiner Erfahrung sind Landleute geneigt, ein Gewässer als grundlos zu bezeichnen, wenn der Grund mit einem Harkenstiel nicht zu erreichen ist.)

Wann und wie mag nun der See

entstanden sein? Wir erinnern uns zunächst, daß der Boden unseres norddeutschen Flachlandes seine Oberflächengestaltung in der Eiszeit erhalten hat. Eine mächtige Schicht vom Inlandeis bedeckte damals das Land, schob sich von Skandinavien aus strahlenförmig nach allen Seiten vor und erreichte zeitweilig den Fuß des deutschen Mittelgebirges. Das lockere Erdreich wurde mit dem Eise verknüpft und verfrachtet. In der warmen Jahreszeit wurden gewaltige Mengen von Gletschermassen frei, die sich über das Vorgelände ergossen und immer neue Schichten von ausgewaschenem Sande aufschütteten. Als später bei wärmer werdendem Klima sich das Eis zurückzog, blieben die eingeschlossenen Bodenmassen als oberste Decke der nunmehr fertigen Geestlandschaft zurück. Diese oberste Decke zeigt zum Unterschiede von den im Gletscherwasser abgelagerten Sanden und Tonen keine Schichtung; Ton, Sand und Steine sind vielmehr regellos gemischt. In ungestörter Lagerung bezeichnet man diese Schicht als Grundmoräne. Oft finden wir aber statt ihrer nur eine steinige Sandlage, den Geschiebedecksand.

Wenn wir uns ein Bild von diesen Verhältnissen machen wollen, brauchen wir nur eben über den Seeberg zu gehen, wo die Landleute trotz Verbotes noch immer Sand abfahren. An der steilen Wand der Sandgrube erkennen wir deutlich zwei Bodenarten, oben eine bräunliche Sandschicht, die dicht von kleinen und größeren Steinen durchsetzt ist; das ist schiebedecksand. Darunter liegt geschichteter Sand ohne Steine, der Fluvio-glazialsand, der im Gletscherwasser aufgeschüttet wurde.

Für die Entstehung des Sees kommen nun zur Hauptsache zwei Möglichkeiten in Betracht. Entweder ist es ein Strudeloch, das durch Gletscherwasser ausgekolkelt wurde, oder es handelt sich um einen sogenannten Toteissee. Der letztere Begriff läßt sich etwa so erläutern: Eine im Vorgelände liegende isolierte Eisscholle wurde vom vorrückenden Eise überschritten und in die Tiefe gepreßt. Beim späteren Abschmelzen des Eises lagerte sich die Moräne zunächst über der genannten Eisscholle ab, um dann nachher, als auch diese vergrabene Scholle schmolz, nachzusinken. Die so entstandene Erdsenkung muß also mit Moränenmaterial ausgekleidet sein. Am flachen Ufersaum finden wir nun tatsächlich überall Steine oder Kies, also Reste der Grundmoräne, und am Ostufer zeigte mir „Onkel Franz“ auch eine Stelle, wo er sich Lehm gegraben hat. Die Bodenverhältnisse bedürfen aber noch weiterer Untersuchung.

Die merkwürdige Lage des Seeberges zum Seekessel läßt vermuten, daß beide ihre Entstehung dem gleichen geologischen Vorgange verdanken. Es

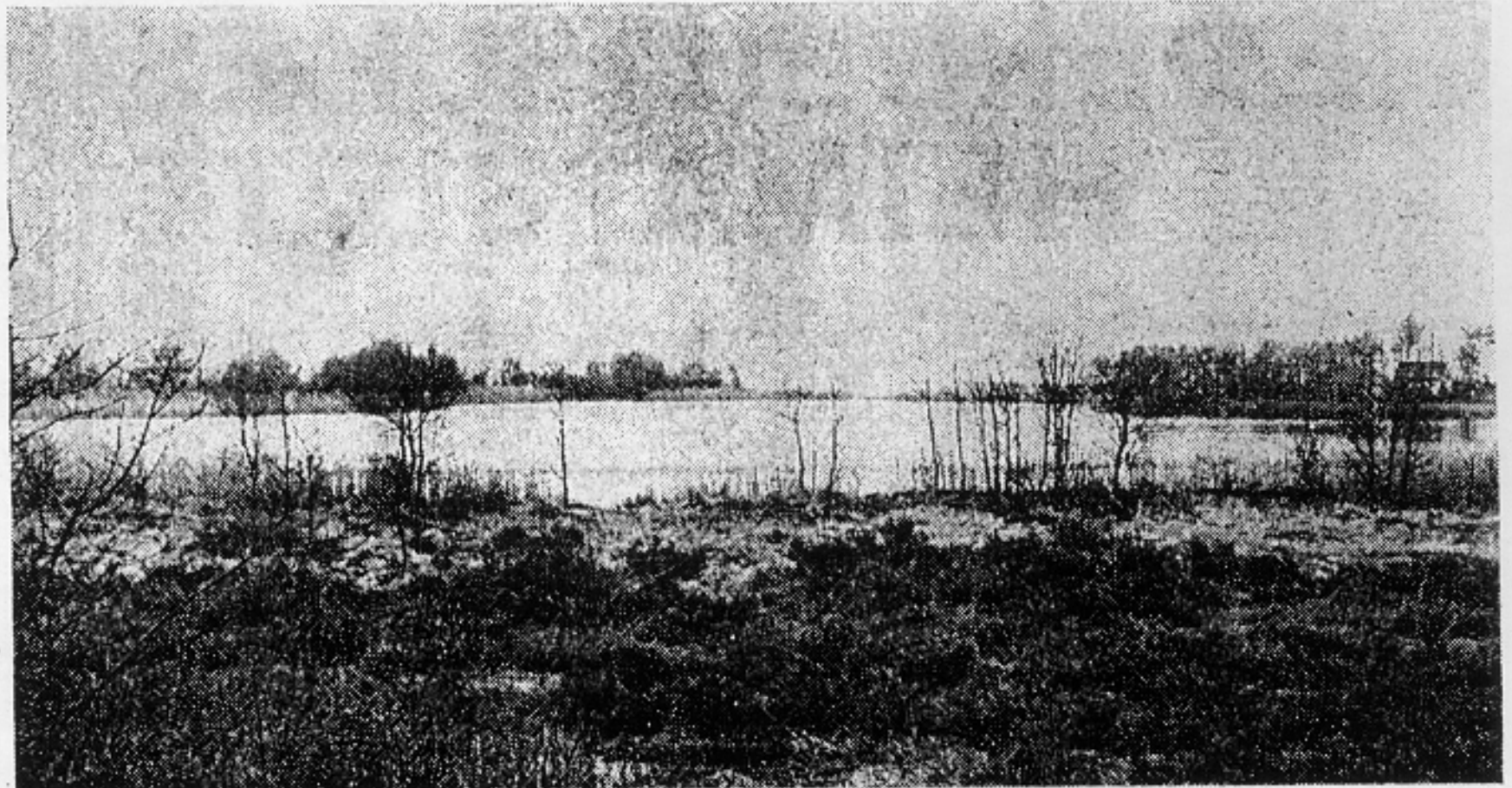
Fortsetzung Seite 2

Gletscherwasser...

Fortsetzung von Seite 1

liegt der Gedanke nahe, daß die Masse des Hügels aus dem See ausgehoben worden ist. Man stelle sich vor, daß südlich vom See ein mächtiger Gletscher lag, dessen Schmelzwasser im Norden herabstürzten und den Kessel des Sees ausstrudelten, so etwa, wie der Bach hinter einer Staueschleuse eine tiefe Kuhle aushöhlt. Die ausgewaschenen Sandmassen häuften sich hinter dem Kessel in immer neuen Schichten auf, und so entstand der Hügel mit seinem Steilhang zum See und seinem nach Norden sanft in der Ebene verlaufenden Vorgelände. Diese Annahme würde auch die Anreicherung der Kiesmassen am Südufer des Sees erklären.

Die Auskolkung des Sees durch Gletscherwasser bestimmte nicht nur seine Gestalt, sondern sie hatte auch entscheidenden Einfluß auf die spätere Beschaffenheit des Wassers. Durch den scharfen Strudel wurden nämlich alle feineren Bodenbestandteile aus dem Seeboden ausgewaschen, vor allen Dingen der Ton- und Kalkgehalt der Grundmoräne. Aus dem Fehlen dieser Bestandteile erklärt sich die große Nährstoffarmut des Sees. Eine intakte Grundmoräne würde dem Wasser dauernd Nährstoffe zuführen, die ein reiches Pflanzen- und Tierleben zur Folge hätten. Die Eigenart des Wollingster Sees besteht aber ge-



rade in der durch Nährstoffarmut bedingten Dürtigkeit seiner Pflanzen- und Tierwelt.

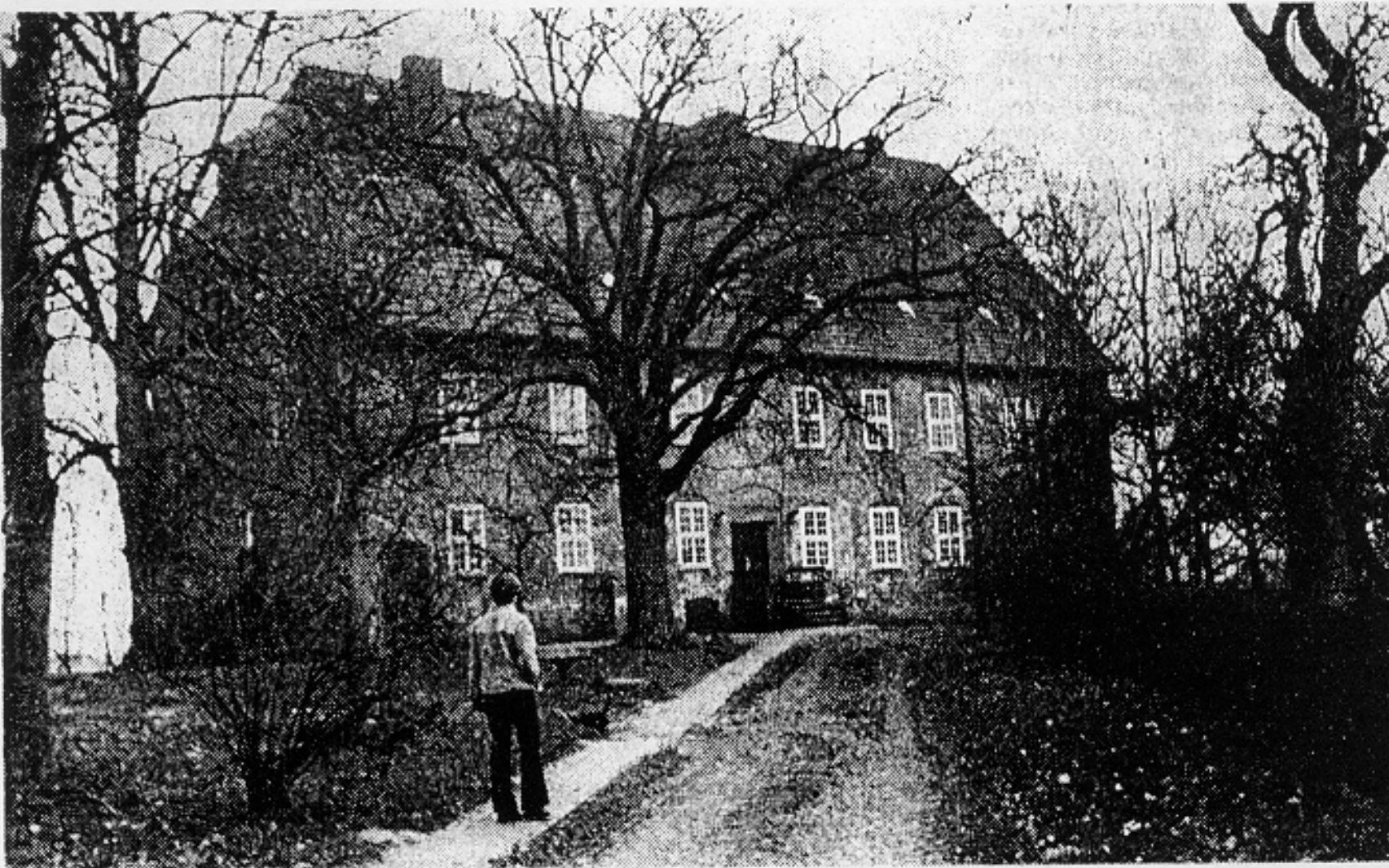
Würde dieser Zustand geändert, etwa dadurch, daß die umliegenden Heide- und Moorflächen in Kultur genommen würden, so wäre eine baldige Änderung der Pflanzenwelt im See die unausbleibliche Folge; denn gerade

die seltenen Pflanzen dieses Sees sind gegen chemische Einflüsse sehr empfindlich. Darum betrachte ich auch mit Sorge das Heranwachsen der jetzt am Hügel gepflanzten Bäume. Sind sie einmal groß, so wird der jährliche Laubfall die Vegetation des Sees sicher schädlich beeinflussen. Die gewiß gut gemeinte Anpflanzung der

Bäume ist auch deswegen zu bedauern, weil dadurch der rein glaziale Charakter der Landschaft verdeckt wird. Dr. h. c. Christoph Brockmann

Anmerkung der Redaktion: Eine moderne Untersuchung über den Wollingster See stammt von Udo Lade und ist im Jahrbuch 54/1974 der Männer vom Morgenstern veröffentlicht.

Beachtenswertes im Land zwischen Elb- und Wesermündung



Die Burg in Hagen, ein Bau aus Klosterziegeln auf einer Grundfläche von ungefähr 30x10 m, wird vor rund 400 Jahren, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, errichtet worden sein.

Die Landesherren des Gebietes zwischen Elb- und Wesermündung im Mittelalter, die Erzbischöfe von Bremen, hatten besonders seit dem Beginn des 13. Jahrhunderts zur Festigung ihrer Landeshoheit im Erzstift Burgen bauen lassen. Dazu zählte auch die ursprüngliche Burg in Hagen, die schon um 1200, wohl zu Zeiten des aus Uthlede stammenden Erzbischofs Hartwig II. (1185—1207), gegen die auf ihre Unabhängigkeit bedachten Bauern Stedingens und Osterstades an einem strategisch wichtigen Punkt in der damals schwer zugänglichen Hagener Aueniederung erstellt wurde. Vermutlich werden die Anfänge dieses Gebäudes in einem Turmhügel, einer sog. Motte, zu suchen sein, die dann im Laufe der folgenden Jahrhunderte erweitert und schließlich um

1570 weitgehend durch einen Neubau ersetzt worden ist.

Sicherlich noch im 13. Jahrhundert ist von der Burg ein Damm zur Geest hinaufgezogen worden, an dem gesiedelt wurde. Die „Dammleute“ in „Dammhagen“, wie der Ort Hagen früher auch im Unterschied zum nahen Dorfhagen genannt wurde, bildeten unter dem Hagener Amtmann eine geschlossene Gerichtsgemeinde außerhalb des größeren Landgerichts der Börde Bramstedt.

In den Stedinger Kämpfen 1212 wurde die erzbischöfliche Burg Hagen belagert. 1244 ist für dieses feste Haus ein „advocatus“ bezeugt, als Erzbischof Gerhard II. (1219—1258), dem bekanntlich die Niederwerfung der Stedinger Bauern 1234 bei Altenesch gelang, dort einige Urkunden ausstellen ließ. Wichtigste Residenz im Zentrum des Erzstifts war das Schloß in Vörde (Bremervörde). Jedoch lebten die Landesherren nicht ständig dort, sondern zogen bis ins 17.

Jahrhundert häufig auch von einer zur anderen ihrer Burgen im Erzstift. Eine Reihe dieser erzbischöflichen Anlagen, so die im 15. und 16. Jahrhundert gebaute Stinteburg und Burg Morgenstern im heutigen Stadtgebiet von Bremerhaven, ist bald nach ihrer Errichtung zerstört worden. Demgegenüber hat Hagen nach Bremervörde und neben Neuhaus, Ottersberg, Langwedel und Thedinghausen sowie den Städten Stade und Buxtehude bis zum Ende der erzbischöflichen Zeit im Dreißigjährigen Krieg eine wichtige Rolle gespielt.

Als Statthalter des Erzbischofs fungierten in der Burg Hagen Amtleute, auch Vögte oder Drost genannt. Sie verteidigten mit der Burghmannschaft das „castrum“, führten die Verwaltung in dem Amtsbezirk und zogen die Einkünfte der erzbischöflichen Einkünfte und die verschiedenen Abgaben aus der Grundherrschaft ein. Die Untertanen waren außerdem zu mancherlei Diensten verpflichtet, so

zum Burgwerk und nötigenfalls sogar zum Kriegsdienst.

Um 1500 war die Burg „weniger gut befestigt und verteidigt wie alle anderen erzbischöflichen Schlösser, welche leider alle ebenso ruiniert sind, daß sie kaum wiederherzustellen oder zu reformieren sind“. Das Haus Hagen und seine Einkünfte waren im 15. und 16. Jahrhundert mehrfach verpfändet, und die Pfandnehmer haben wohl nur selten Reparaturen an dem Gebäude vornehmen lassen.

In der Kapelle der vermutlich wenige Jahre zuvor ziemlich neu erbauten Burg Hagen wurde übrigens am 25. Oktober 1575 der erste lutherische Erzbischof von Bremen, Heinrich III. von Sachsen-Lauenburg, der von 1550 bis 1585 lebte, von dem Schloßprediger Gade mit Anna von Broich, der Tochter des ehemaligen kaiserlichen Rats und Kölner Bürgermeisters Heinrich von Broich, getraut.

Noch gegen Ende des Dreißigjährigen Krieges gelangte Hagen in schwedische Hand. Generalfeldmarschall Hans Christoph von Königsmarck bestellte 1645 den ehemaligen Präsidenten der bremischen Ritterschaft, Melchior von Düring, zum königlichen schwedischen Rat und Drost des Amtes Hagen. Mit dem Erzbistum Bremen wurde Hagen im Westfälischen Frieden 1648 dem Königreich Schweden zugesprochen, von dem es 1720 mit an das Kurfürstentum und spätere Königreich Hannover verkauft wurde. Das Amt Hagen blieb in der schwedischen und hannoverschen Zeit und zu Beginn der preußischen Ära nach 1866 bestehen. Erst 1885 wurde es aufgehoben und der wesentlichste Teil in den neuen Kreis Geestmünde eingegliedert, der dann 1932 mit dem Kreis Lehe zum Landkreis Wesermünde vereinigt worden ist.

Für den Hagener Amtmann wurde in hannoverscher Zeit ein neues Amtshaus, die spätere Oberförsterei und heutige Grundschule gebaut. Die alte Burg wurde zunächst als Gefängnis genutzt. Nach dem Bau des Amtsgerichts mit Gefängnis 1846 diente sie bis zur Aufhebung des Hagener Amtsgerichts vor wenigen Jahren dem Amtsrichter als Dienstwohnung. Vor einem Vierteljahr nun hat die Samtgemeinde Hagen die unter Denkmalschutz stehende Burg vom Lande Niedersachsen erworben, um sie für kulturelle Zwecke zu nutzen. HEH

Der Handkahn der Frischen Nehrung

Überlieferung und Erfahrung beeinflussten Form und Bauweise des Bootes

Bremerhaven pflegt seine Patenschaft zu den ehemaligen Bewohnern der Stadt Elbing und des gleichnamigen Landkreises. Viel ist nicht mehr überliefert, womit man den Menschen hier eine Vorstellung über die einstige Heimat der Elbinger geben kann. Folgender Bericht will zusammen mit ein paar Bildern aus dem geretteten Fotoalbum von den Handkähnen der Frischen Nehrung erzählen. Die Frische Nehrung gehörte zum großen Teil dem ehemaligen Kreis Elbing an.

Wenn sich auch die Grundformen der Boote oder das zu ihrem Bau verwendete Material an vielen Küsten gleichen, so ist doch an den Bootformen, die in der Fischerei gebraucht werden, mitunter eine auffallende Besonderheit zu finden. Solche räumlich oft eng begrenzten Eigenheiten sind weniger zu erklären durch den Zweck, dem das Boot dient, sondern durch die Eigenart der Menschen und ihrer Landschaft. Bis in die Jahre des letzten Krieges hinein bauten einige Fischer der Frischen Nehrung ihr Boot noch mit eigener Hand. Selbst dann, wenn sie dem Bootsbauer von Beruf den Auftrag zum Bau eines neuen Bootes erteilten, bestimmten sie das Wesen des Bootes, seine Form, seine Bauweise. So hielten sie an dem von den Vätern Überlieferten fest, als durch Erfahrung und das Gefühl für Zweckmäßigkeit und Formschönheit beeinflusst war. Daraus ergaben sich für die Fischerboote der Nehrungsdörfer bestimmte charakteristische Merkmale, die sich von den Bootformen anderer Küsten deutlich unterschieden.

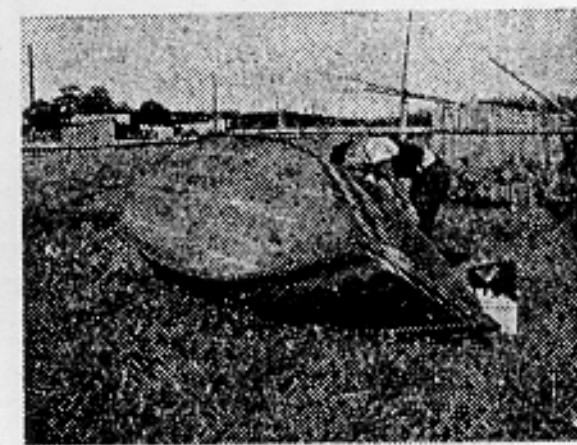


Abb. 1, 2: Der flachbodige und glattwandige Handkahn

Die kleinen Handkähne baute man meist selbst. In Neukrug und Pröbberau gab es Schiffszimmermänner, die nebenbei noch die Fischerei betrieben. Die Mehrzahl der größeren Boote hatte zuletzt die Bootswerft von Modersitzki in Tolkemit auf der anderen Haffseite geliefert.

Die Klein- und Großfischerei, die Haff- und Seefischerei, die Angel- und Sackfischerei (Sack - Reuse), die Schleppnetz- und Zugnetzfisherei machten es nicht möglich, für alle diese verschiedenen Arten der Fischerei das gleiche Boot zu verwenden. So traf man auf der Frischen Nehrung mehrere Bootformen an, die sich weniger in ihrer Bauart, sondern mehr hinsichtlich ihrer Größe, ihrer Besegelung und ihrer Inneneinrichtung unterschieden. Nur der Hand- oder Klotzkahn wich gänzlich von den bei

der Fischerei benutzten Bootformen ab.

Zum Hand- oder Klotzkahn genannten Bootstyp wurden Eichenbretter verwandt. Der platte, aus vier bis sechs Brettern gefügte Boden (Abb. 1 u. 2) besaß vorne und hinten einen leichten „Sprung“, d.h. die Brettern wurden über einem Feuer etwas hochgebogen. An der Stirnfläche des mittleren Bodenbrettes oder auf seinem Ende befestigte man mit einer bestimmten Neigung den Vorder- und Hintersteven durch Nägel. Die schräge Stellung des Vorderstevens war etwas größer als die des steiler stehenden und meist kürzeren Hinterstevens. An diese Steven wurden die Seitenplanken herangeholt und festgenagelt, die ebenfalls über dem Feuer die notwendige gebogene Form erhalten hatten. Ein- oder zweigängig war jede Seitenwand dieses Kahnes, d.h. die Seitenwand wurde von einer oder zwei Planken gebildet. Die Sei-

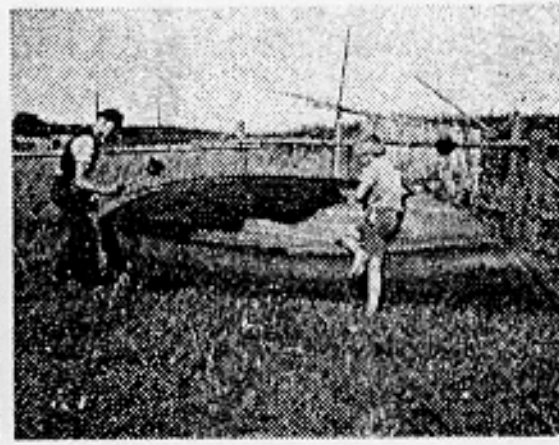


Abb. 3: Kahn mit überkrager Plankenführung

tenwand wurde mit dem Boden des Kahnes durch drei bis vier Spanten und durch Vernagelung so verbunden, daß Boden und Seitenwand fast einen rechten Winkel bildeten. Der Querschnitt des Handkahnes war also nahezu kastenförmig. Die Art und Fügung zweier Planken für die Seitenwand stellte neben dem platten Boden das zweite besondere Kennzeichen des Handkahnes dar. Zwei Plankenverbindungen gab es. Während der Kahn der Abb. 1 und 2 eine aus zwei Planken bestehende und ganz glatte Außenwand hat, sehen wir auf Abb. 3 die obere Planke über die untere überkragen. Die Nägel wurden hier senkrecht durch beide Planken getrieben und innen umgelegt. Bei der glatten zweigängigen Seitenwand des Handkahnes wurden dagegen die einzelnen Planken nach Art des Kraweelbaues bündig aufeinandergestellt und die Nägel schräge durch beide Planken geschlagen. Die obere Bordwand schloß das sogenannte „Schan-

deck“ ab, das zum Schutze der Seitenplanken gegen Abnutzung diente und auf jeder Seite ein Paar Ruderpflocke (Dollen) aufnahm, die aus zwei kurzen Rundhölzern bestanden und ins Schandeck eingesteckt waren, um den Riemen beim Rudern den notwendigen Angriffspunkt zu bieten.

Die Merkmale des flachen Bodens und der nach Art des Kraweelbaues gearbeiteten Seitenwände waren bei allen gleichartigen Fischereifahrzeugen bis zur kurischen Küste hinauf nachzuweisen. Aber im Unterschied zu dem auf der Frischen Nehrung gebräuchlichen geraden Klotzkahn wiesen die Handkähne des Kurischen Haffes eine wesentlich schlankere Form auf, einen höheren Sprung am Bug und einen geschwungenen Vordersteven (Abb. 4). Solche Unterschiede waren auffallend und übernommene Fremdformen daher leicht zu erkennen. Ihre fremde Herkunft verriet auch das mit einem breiten Spiegel versehene Beiboot einer Tolkemiter Steinzangerlomme (Abb. 5) und erst recht das aus dünnen und schmalen Planken gefügte, gedrungene, auf Kiel gebaute Spiegelboot in Langhaken (Abb. 7).

Der flache Handkahn, der von den Fischern nicht für sehr seetüchtig ge-

halten wurde, weil er wegen seines platten Bodens leicht kippen konnte, benutzte man nicht für den Fischfang. Er wurde nur an der Küste oder an dem sehr flachen Ufer gefahren und trug den Fischer zu seinem größeren



Abb. 4: Kurischer Zwiebelkahn in Narmeln

Fahrzeug hinüber, mit dem er oft nicht ans Land herankommen konnte. Gelegentlich hörte man die treffende Bezeichnung „Schlickrutscher“ für den Handkahn. Der platte Boden war also durch den Zweck Kahnes bestimmt.

An Zubehör befand sich auf dem Kahn ein Paar selbstgefertigter Handriemen zum Rudern und das „Roodel“, ein längerer Riemen, der am Blatt mit einem zweizinkigen Eisen beschlagen war, und mit dem der Kahn im flachen Wasser gestakt wurde. Dieses Staken oder „Schüüwen“ mußte stehend am Heck ausgeführt werden und bot den Vorteil, daß der Fischer die Fahrtrichtung sehen konnte. Außerdem ersetzte das Roodel das Steuer beim Segeln. Trotz seiner kleinen Ausmaße (größte Längen 5,60 bzw. 4,90 Meter, größte Breiten 1,45 bzw. 1,35 Meter) setzte der Fischer bei leichtem Wind auf seinem Klotzkahn ein kleines Segel (Abb. 8 und 9), etwa 2,50 mal 1,50 Meter.

Klaus Dobers



Abb. 6, 7: Fremdiorm eines Handkahnes in Langhaken



Abb. 8, 9: Der Handkahn wird mit einem Sprietsegel gesegelt

Umschau

Bericht der Denkmalpfleger

Das Landesamt für Denkmalpflege in Bremen legte kürzlich seinen Jahresbericht für das Jahr 1977 vor. Darin wird deutlich, daß die Stadt Bremerhaven innerhalb der Denkmalpflege des Landes Bremen inzwischen gegenüber früheren Jahren einen erheblich größeren Stellenwert gewonnen hat. Die Denkmalpflege konzentrierte sich vor allem auf die Restaurierung und Sicherung technischer Kulturdenkmäler. So wurde beispielsweise der Wasserturm in Geestemünde nicht nur gesichert, sondern ebenfalls originalgetreu rekonstruiert. Sicherungsmaßnahmen führte man beim Kalkofen in Lehe durch. Außerdem wurde die Sicherung des östlichen Dockhauptes des Wencke-Docks begonnen. Eine Reihe von Häusern wurde in die beim Landesamt für Denkmalpflege geführte Denkmalliste eingetragen. Das gilt vornehmlich für Gebäude in der Gildemeisterstraße, in der Adolfstraße, in der Goethestraße und in der Heinrichstraße. Ein Haus in der Goethestraße wurde entsprechend seinem ursprünglichen Zustand rekonstruiert. — Alle diese Aktivitäten tragen gewiß dazu bei, Selbstbewußtsein der Bürger und Geschichtsbewußtsein in der Unterweserstadt zu wecken und zu vertiefen.

Tagungen im Mai

Viele Jahrestagungen finden im Mai statt. Die Historische Kommission der Länder Niedersachsen und Bremen tagte unter dem Thema „Unterweserschifffahrt und Überseehandel in der Neuzeit“ im letzten Jahr in Bremerhaven. Das diesjährige Thema der Kommission lautet „Die niedersächsische Stadt in der frühen Neuzeit“ und findet vom 4.—6. Mai in Einbeck statt. Unter den Vortragenden befindet sich auch Dr. van Lengen, Aurich, mit dem Thema „Stadtbildung in Ostfriesland im Mittelalter und in der frühen Neuzeit“.

Der Hansische Geschichtsverein und der Verein für Niederdeutsche Sprachforschung findet sich in diesem Jahr vom 15.—18. Mai in Lüneburg ein. Auch sie haben eine Reihe von interessanten Vorträgen anzubieten, darunter Dr. Natalie Fryde aus Großbritannien über „Deutsche Kaufleute und der englische Hof im 13. Jahrhundert“.

Ausstellung aus Atlanta/USA

Im Mai 1978 wird die „Atlanta Group“, unter diesem Namen haben sich Künstler aus Georgia zusammengeschlossen, Ölmalerei, Aquarelle, Pastelle, Acrylbilder, Lithographien, Plastiken und Textilarbeiten in einer Ausstellung in Bremerhaven zeigen. Die Bilder zeigen Landschaften, die einen Eindruck von Georgia vermitteln, aber auch Kompositionen von Flächen und Farben. Die Künstler haben sich bereits in renommierten Galerien und Kunsthallen vorgestellt. Auf deutschem Boden fand die erste Ausstellung vom 18. März bis 1. Mai 1978 in der Galerie Klostermühle zu Hude (Oldenburg) statt.

Präsident Carter, der selbst aus Georgia stammt, hat bereits etliche der Bilder erworben. Arrangiert hat diese Ausstellung die aus Langen gebürtige und jetzt in Atlanta lebende Gisela Hull. Die Ausstellung soll noch über den amerikanischen und europäischen Kontinent hinaus gezeigt werden.

Neue Urkundenstudien

Die wissenschaftlich-historische Beschäftigung mit Themen des Raumes zwischen Weser und Elbe im Bereich der mittelalterlichen Geschichte hat in den letzten Jahren erheblich zugenommen. Jüngst ist nun von Siegfried

Stölting eine Arbeit erschienen, die sich „Studien zu den mittelalterlichen deutschsprachigen Urkunden im Bereich des Erzstifts Bremen und des Stifts Verden“ nennt. Es handelt sich um eine Hamburger Dissertation aus dem Jahre 1977, die von dem ehemaligen Stader Archivdirektor und Professor an der Universität Hamburg, Dr. Richard Drögereit, betreut wurde. Leider verstarb Richard Drögereit, der auch durch seine Vorträge in den Veranstaltungen des Stadtarchivs Bremerhaven weiten Kreisen in Bremerhaven und an der Unterweser bekannt war, im letzten Jahr. Diese Arbeit dürfte die letzte Dissertation sein, die von ihm betreut worden ist.

Dr. Siegfried Stölting ist der Sohn von Dr. Wilhelm Stölting, der mit Bremerhaven durch sein Schrifttum, seine Tätigkeit im Stadtarchiv und an der Nordsee-Zeitung eng verbunden ist. Wilhelm Stölting konnte kürzlich seinen 75. Geburtstag begehen. Die Dissertation seines Sohnes sei hier nachdrücklich angezeigt. Jeder, der sich mit Fragen der mittelalterlichen Geschichte dieses Gebietes beschäf-

tigt, wird zu dieser Arbeit greifen müssen und sie mit Gewinn benutzen können. Seltene sind in unserem Raum hilfswissenschaftliche Fragen angesprochen worden. Daher ist das Erscheinen dieser Arbeit sehr zu begrüßen.

Arbeitsmappe über Schule und Museum

Vom Senator für das Bildungswesen in Bremen werden neuerdings ständig Arbeitsmappen über Schule und Museum herausgebracht. Am 1. Dezember 1977 kam eine Arbeitsmappe heraus, die grundsätzlich das Thema Schule und Museum behandelt. In diesem Heft befindet sich auch ein Beitrag von Dr. Burchard Scheper über „Stadtarchiv und Schule“ aus dem Jahr 1966. Jüngst hat die Direktorin des Focke-Museums eine Arbeitsmappe mit dem Titel „Die Stadt Bremen im Mittelalter“ herausgebracht. Wie zu erfahren war, hat diese Arbeitsmappe bereits lebhaften Widerhall gefunden. Diesen museumspädagogischen Versuchen sei viel Erfolg gewünscht!

EINLADUNG

Die Mitglieder des Heimatbundes der Männer vom Morgenstern sind eingeladen zu dem Lichtbildervortrag von Dr. h. c. Dieter Zoller von der Forschungsstelle für Siedlungsarchäologie in Rastede zum Thema „Archäologische Untersuchungen von Burgen- und Adelssitzen im Landkreis Ammerland“ am Mittwoch, dem 3. Mai 1978, 20 Uhr, im Waldschloßchen/Büschhof Bederkesa. Die Veranstaltung wird von der Burgesellschaft, dem Verschönerungs- und Verkehrsverein sowie dem Bildungskreis Bederkesa getragen.

Wind- und Wassermühlen

Unter dem Titel „Straße der Wind- und Wassermühlen“ legt der Verlag Friedrich Röver, Bremen, Klaus von Düring eine interessante, abwechslungsreiche und sehr informative 121 Seiten umfassende Schrift über Wind- und Wassermühlen in unserem Raum vor. Man bekommt hier über die verschiedenen Mühlentypen, zunächst selbstverständlich für die Wassermühlen, einen interessanten und aufschlußreichen Überblick, der durch viele Skizzen, Darstellungen und Querschnitte erweitert wird. Verdienstvoll ist u. a. die Zusammenstellung über die alten Getreidemaße und Währungen. Viele Dokumente ergänzen und veranschaulichen die gewonnenen Ergebnisse. Hervorzuheben sind insbesondere die Bildtafeln mit zum Teil hervorragenden Farbaufnahmen. Die Gestaltung lag bei Fritz Meyer-Roland, Bremen, in bewährten und guten Händen. Herausgeber ist der Landkreis Osterholz in Zusammenarbeit mit dem Fremdenverkehrsverband Nordsee, der sich diese Schrift zweifellos etwas hat kosten lassen. Störend ist allerdings das nicht ganz sauber gearbeitete Literaturverzeichnis. Wie beinahe leider üblich wird auch hier der Name des verdienstvollen Herausgebers des „Johann Roden bok“, Richard Cappelle, falsch geschrieben.

Mühlen haben nicht nur in der Wirtschaftsgeschichte unserer Region eine bedeutende Rolle gespielt, sondern sind bis auf den heutigen Tag noch wichtige Kulturdenkmäler. Nicht zuletzt deswegen sei allen Interessierten dieses Buch warm ans Herz gelegt. Der Preis des Buches beträgt 45 DM.

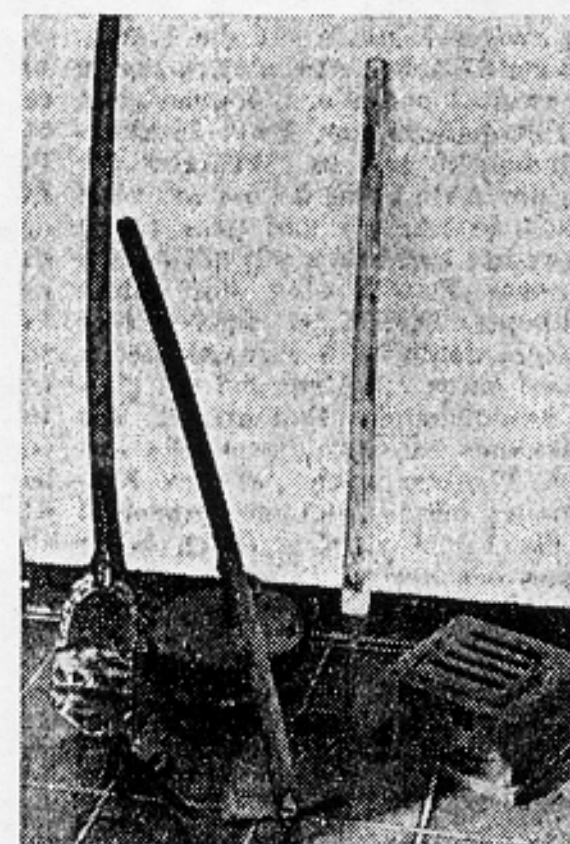
Der Schwedenspelcher in Stade

Nach der Eröffnung des zentralen Stader Museums im gründlich renovierten Schwedenspeicher am 30. November 1977 ist nun im Verlag der Hansa-Druckerei R. Stelzer KG in Stade die Schrift „Der Schwedenspeicher in Stade. Vom Provanthaus zum Museum“ mit Texten von Archivoberrat Jürgen Bohmbach vom Niedersächsischen Staatsarchiv Stade und Bildern von Viktor Rihs erschienen. Das Büchlein kostet 12,80 DM.

Berichtigungen

Der Verfasser des Aufsatzes „Lag ein Schloß auf Mellumplate?“ in der März-Nummer heißt nicht Gerhard Sill, sondern Gerhard Lill. Durch ein bedauerliches Versehen wurde der Verfassersname falsch gedruckt. Seit Februar 1978 ist auch die Nummerierung des Heimatblattes etwas durcheinandergeraten. Die Februar-Nummer muß nicht die Ziffer 328 tragen, sondern richtig ist Nr. 338. Statt Nr. 329 muß selbstverständlich auch die März-Nummer dieses Jahres die Nr. 339 erhalten. Wir bitten um Nachsicht für diese Versehen.

Über diese Geräte ...



... berichtete Hans Hitzweibel, Midlum, in der Februar-Ausgabe des Niederdeutschen Heimatblattes. In der Bildunterschrift befand sich allerdings ein Fehler, deswegen hier noch einmal die Bezeichnung der Geräte (von links): Speltje, Dengelisen, Koffibrenner, Mohrhacken, Kohlstöter, Fierklek. Die Gegenstände befinden sich sämtlich in der heimatkundlichen Sammlung von Artur Burmeister in Debstedt.

Allmerstag 1978

Schon mehrfach ist der Wunsch laut geworden, den Allmers-Tag statt im Herbst — oft mit kühlem Wetter und Regen — in der wärmeren Jahreszeit, und zwar in den Sommermonaten, abzuhalten. Leider war das vielfach mit Rücksicht auf die Schulsommerferien nicht möglich. In diesem Jahr ist die Situation günstig, da die Ferien sowohl für Bremen als auch für Niedersachsen Ende Juli beginnen und somit genügend Zeit für die Wahl des Rechtenflether Tages zur Verfügung steht. Vorstand und Beirat der Hermann-Allmers-Gesellschaft haben daher für den Hermann-Allmers-Tag Sonntag, 9. Juli 1978, nachmittags, im Marschenheim in Rechtenfleth vorgesehen. An alle Freunde und Mitglieder der Allmers-Gesellschaft geht die Bitte, den Tag schon jetzt vorzumerken. Die offizielle Einladung mit näheren Angaben wird rechtzeitig verschickt werden.

Abermals die Wingst

„Die Wingst, ein Forstbetrieb im Wandel der Zeit“ — so ist ein Aufsatz überschrieben, der in der „Allgemeinen Forstzeitschrift“ 29/1977 veröffentlicht wurde. Der Autor bietet Information aus erster Hand, denn es ist der Eigentümer des heutigen Waldgutes Wingst, Dipl.-Forstwirt Jürgen von der Wense. Nahezu gleichzeitig wurde an der Universität Freiburg/Br. eine Diplomarbeit „Zur Geschichte des Waldgutes Hulloh und der Schutzforst Wense“ abgeschlossen, die zumindest auszugsweise ebenfalls bald im Druck vorliegen dürfte. Wingst, Westerberg und der Hechthausener Raum erfahren also erneut eine wirtschafts- und geschichtswissenschaftliche Würdigung. (Die genannte Diplomarbeit wurde von Manfred Baaske, Hechthausen, verfaßt.)

Prof. Schnath bringt seine Ernte ein

Soeben erschien der voluminöse (fast 800 Seiten starke) dritte Band der „Geschichte Hannovers im Zeitalter der neunten Kur“ aus der Feder von Prof. Dr. Georg Schnath, Hannover/Göttingen. Abermals legte der nunmehr fast achtzigjährige Altmeister der niedersächsischen Landesgeschichte ein in jeder Hinsicht imponierendes und fortan unentbehrliches Buch vor. Den abschließenden vierten Band gedenkt der rüstige Gelehrte in Kürze zu veröffentlichen. Die Historische Kommission für Niedersachsen und Bremen sowie der Hildesheimer Lax-Verlag sind die Betreuer und machten kürzlich auch den ersten, vor Jahrzehnten erschienenen und längst vergriffenen Band wieder zugänglich.

Bederkesa-Buch ein Bestseller

Von dem gemeinsam vom Verschönerungs- und Verkehrsverein Bederkesa und dem Heimatbund der Männer vom Morgenstern am 27. Februar herausgegebenen Bederkesa-Buch (s. Besprechung von Johann Haddinga in der März-Nr. dieses Blattes) konnten innerhalb von sechs Wochen mehr als tausend Exemplare verkauft werden. Erhältlich im Buchhandel ist jetzt nur noch die broschürierte Ausgabe für 7,70 DM. Mitglieder der beiden Vereinigungen können die Schrift zum Vorzugspreis bei Frau C. Heyne, Bremerhaven-G., Berliner Platz 1, bzw. bei Werner Schieder, Bederkesa, Mattenburger Straße 43, erwerben.

Das „Niederdeutsche Heimatblatt“ erscheint monatlich als Beilage der Nordsee-Zeitung/Nordwestdeutsche Zeitung. Es kann gesondert bezogen werden zum Preis von jährlich DM 6,—. Druck und Verlag: Nordwestdeutscher Verlag Ditzten & Co., Bremerhaven, Hafenstraße 140 (Postscheckkonto Hamburg 136 96). Redaktionsausschuß: Bernd Behrens, Klaus Dobers, Heinrich Egon Hansen, Dr. Rudolf Lembcke und Dr. Burchard Scheper. Anschrift für alle und Beiträge an Dr. Burchard Scheper, Magistrat der Stadt Bremerhaven, Stadtarchiv, 2850 Bremerhaven, Postfach 21 03 60.